
2.1 Übergänge ins Erwachsensein – die Perspektive der biographischen Übergangsforschung

Wenn die neuere Lebenslaufforschung (Kohli 2003 und 2007; Hurrelmann 2003) von einer *Ent-Standardisierung* des Lebenslaufs spricht, die sich insbesondere am Beispiel der Veränderung von Jugend zeige, dann arbeitet die biographische Übergangsforschung mit ihrer Fokussierung auf veränderte und verlängerte Phasen des Übergangs zwischen den Lebensaltern dem institutionenbezogenen Blick der Lebenslaufforschung *von der Subjektseite her* zu (vgl. Stauber et al. 2007; Walther und Stauber 2013). Beide – Lebenslauf- und Biographieforschung – kommen zu dem Schluss, dass es keine festen Fahrpläne durch das Leben mehr gibt, obwohl viele für den Lebenslauf relevante Institutionen (Jugendhilfe, Schule, Hochschule) immer noch so tun, als gäbe es sie und auch genauso funktionieren. Beide – Lebenslauf- und Biographieforschung – nehmen diesbezüglich eine Verstärkung dieser Tendenz zur Entstandardisierung sowie – nur scheinbar paradox – einen vermeintlich gegenläufigen Trend zur Re-Standardisierung wahr, wie er sich momentan vor allem am Beispiel der gestiegenen Anforderungen im schulischen und hochschulischen Bereich und einer enormen Beschleunigung dieser Wege durch G8 und den Bologna-Prozess zeigt (vgl. Lüders 2007). Entstandardisierung und Re-Standardisierung sind dabei als gleichzeitig verlaufende, wenn auch widersprüchliche Bewegungen zu denken, die manche der Widersprüche zwischen den Teilbereichen, in denen jungen Frauen und Männer überall im Übergang sind (s. u.), verschärfen. Im Unterschied zur Lebenslaufforschung hat die biographische Übergangsforschung dann vor allem im Blick, wie sich diese (zum Teil gegenläufigen) Anforderungen und die Strategien ihrer Bewältigung in die Biographien der Subjekte einschreiben.

Nach den Befunden der Lebenslauf-, der Biographie- wie auch der biographischen Übergangsforschung haben sich Übergänge ins Erwachsensein nicht nur strukturell,

sondern auch aus der Subjektperspektive verkompliziert. Dies zeigen biographieanalytisch angelegte Untersuchungen, wie etwa im Hinblick auf Schulkarrieren die Forschungen von Werner Helsper (zum Beispiel Helsper et al. 2012), im Hinblick auf den Übergang Schule-Beruf die Studie von Schittenhelm (2005), im Hinblick auf krisenhafte Lebensereignisse im Jugendalter die Studie von Große (2008), im Hinblick auf Jugendhilfekarrieren die Studien von Finkel (2004) und Hamberger (2008). Sie machen in ihren unterschiedlichen thematischen Bezügen deutlich, wie diese Übergänge für viele Jugendliche und junge Erwachsene einen zunehmend paradoxen Charakter bekommen: sich aktiv um die eigene berufliche Zukunft kümmern zu müssen, ohne sich wirklich handlungsfähig zu fühlen; planen zu sollen, permanent aber an die Grenzen von Planbarkeit zu stoßen; sich zu orientieren, ohne wirklich zu wissen woran und wohin (vgl. Leccardi 2005). Dieses *Planungs- und Orientierungsparadox* kann als ein wesentliches Resultat einer gesellschaftlichen Individualisierung angesehen werden. Dabei wird unter Individualisierung der Prozess einer sukzessiven Verlagerung von eigentlich gesellschaftlich zu bearbeitenden Themen in den Zuständigkeitsbereich des Individuums verstanden (Beck 1986; Böhnisch 2008) – ohne dass sichergestellt wäre, dass dieses Individuum auch auf die hierfür nötigen Ressourcen zurückgreifen kann. Ganz im Gegenteil – und dies ist *Teil* eines neoliberalen Diskurses – werden Fragen von Ressourcenzugängen derzeit zunehmend ersetzt durch Fragen der Kompetenzentwicklung (vgl. Bittlingmaier et al. 2009), womit *soziale* Problemlagen pädagogisiert, personalisiert, wenn nicht gar psychologisiert werden. In der Tat ist hierin ein zentraler Mechanismus zu sehen, über den sich in spätmodernen Gesellschaften Prozesse der Herstellung bzw. der Reproduktion sozialer Ungleichheit vollziehen.

Die biographische Perspektive auf diese Übergänge erkennt die Relevanz dieser Individualisierungs-Zumutung für die Lebenslagen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen an. Sie erkennt aber auch die Wirkungen an, die der *Individualisierungs-Mythos* auf der Subjekt-Ebene hinterlässt: ein Mythos, nach dem es möglich sei, die Regie über die eigene Übergangsbioographie zu bekommen und zu behalten, wenn man sich nur genügend bemüht – wenn man nur gut genug plant, wenn man nur ausreichend in Bildung investiert, sich also hinreichend mit formalen und sozialen Kompetenzen ausstattet. Dieser Mythos wird längst nicht mehr nur von den Institutionen des Übergangssystems proklamiert, sondern ist auf der Ebene individueller Selbstkonzepte und subjektiver Theorien angekommen: Selbststeuerung und Selbstorganisation (Jost 2003) sind geradezu zu Kernelementen spätmoderner Identitätsarbeit geworden (Keupp et al. 1999). So muss konzediert werden, dass diese gesellschaftliche Individualisierung durchaus erfolgreich war. Ein Mythos bleibt sie trotzdem, insofern sie die ganzen strukturellen, materiellen und sozialen Voraussetzungen für eine solche Selbststeuerung verschweigt.

Die Anerkennung dieser subjektiven und gesellschaftlichen Realitäten als Folie für individuelle Verläufe und Erzählungen ist ein zentraler Ausgangspunkt einer biographischen Perspektive auf Übergänge (vgl. Stauber et al. 2007). Diese bezieht ein, dass es eine ganze Reihe von Übergängen gibt, die in den einzelnen Biographien auf unterschiedliche Weise miteinander verzahnt sind.

Im Fokus der gesellschaftspolitischen Diskurse stehen dabei:

- die *Übergänge im Bereich von Bildung, Ausbildung und Arbeit*. In der Tat ist in diesem Bereich der Ausgangspunkt einer sich so nennenden Übergangsforschung in Deutschland zu verorten (Brock 1991). Deutlich wurde damals schon die Verflechtung mit den Anforderungen gegenderter Lebensläufe (Krüger 1991); deutlich wird in aktuellen Forschungsarbeiten (vgl. Ahmed 2008; EGRIS 2001; Galuske 2005; Beicht und Granato 2010; Pohl 2013; Walther et al. 2006; Walter und Hirschfeld 2013), welche Anforderungen hier an junge Frauen und Männer gestellt werden, vor allem in Hinblick auf Frustrationstoleranz und Motivationsmanagement. Diese Übergänge sind eng verflochten mit
- *Übergängen in den Herkunftsfamilien* – und mit der Aufgabe, neue alters- und lebenslagengerechte Beziehungen zu den Eltern zu entwickeln. Diese neuen Anforderungen an eine intergenerationelle Beziehungsgestaltung sind die notwendige Erweiterung des Ablösungstopos, der offensichtlich längst nicht mehr hinreicht, um die komplexen Anforderungen an die Generationenbeziehungen unter den Vorzeichen verlängerter und komplizierter gewordener Übergänge in den Beruf zu umschreiben. Eine Herausforderung an die Gestaltung dieser ohnehin ambivalenten Beziehungen (Lüscher 2000; Lüscher und Liegle 2003) ist dies allemal, insbesondere im Kontext verlängerter oder wiederkehrender ökonomischer Abhängigkeiten der jüngeren Generation, welche auch die biographischen Übergänge der Elterngeneration durchkreuzen können (vgl. Stauber und du Bois-Reymond 2006).
- Damit verbunden sind zeitlich verschobene oder aber plötzlich notwendig werdende *Übergänge in den Wohn- und Lebensformen*, einem Übergangsthema, das in den letzten Jahren sehr stark von dem „Nesthocker“-Diskurs überlagert wurde (Papastefanou 2008). Dieser Diskurs schreibt das Thema unzulässig verkürzend einer (männlichen) Bequemlichkeit zu und nimmt oft nicht hinreichend in den Blick, in welchem Zusammenhang dieses zu den (verwehrten) Möglichkeiten einer beruflichen Perspektive steht. Gleichzeitig gibt es das Phänomen des überstürzten Auszugs, wenn sich plötzlich Ausbildungsmöglichkeiten in weit entfernten Regionen bieten – ein Phänomen, das aktuell sehr stark junge Frauen in ostdeutschen Regionen betrifft (Bock 2008). Auch wenn es stimmt, dass junge Frauen und vor allem junge Männer grosso modo in vielen (nicht allen!) euro-

päischen Ländern immer länger zuhause wohnen, muss hier also differenziert werden. Zudem ist zu fragen, welche Faktoren im internationalen Vergleich für einen verlängerten Verbleib von Bedeutung sind (späte ökonomische Selbstständigkeit, wie bspw. in Deutschland; fehlender Mietwohnungsmarkt, wie in vielen südeuropäischen Ländern; genderbezogene Anforderungen und Erwartungen der Eltern etc.), warum dies auch ganz anders sein kann (früher Auszug durch staatliche Gewährleistung ökonomischer Unabhängigkeit von den Eltern, wie bspw. in Dänemark und Finnland) und inwiefern die aktuelle ökonomische Krise ihre Spuren hinterlässt – z. B. durch frühe Migrationsbewegungen junger hochqualifizierter Menschen innerhalb Europas, nun nicht mehr nur von Ost nach West, sondern mehr und mehr von Süd nach Nord. Gleichzeitig ist der eurozentrische Blick zu öffnen für die globalen Migrationsbewegungen, die immer stärker zum Thema junger Generationen werden.

- Auch *Übergänge zu eigenen Liebesbeziehungen und stabilen Partnerschaften* sind häufig biographisch mit (Aus-)Bildungsentscheidungen verbunden und können zu beruflichen Plänen in Widerspruch geraten. Hierbei muss im Blick bleiben, dass dieser Übergangsbereich phasenweise sehr viel Energie kostet und dass Brüche in beruflichen Übergängen auch mit den Dynamiken erster Liebesbeziehungen zu tun haben können. Denn so sehr *Übergänge im Hinblick auf Körperlichkeit und Entwicklung einer eigenen Sexualität* immer früher und immer selbstverständlicher stattzufinden scheinen (Kurth 2007), so sehr sind hiermit auch Anforderungen verbunden, die erst einmal bewältigt werden müssen (BZgA 2007; Winter und Neubauer 2005; Flaake 2001), ganz zu schweigen von den Ansprüchen an eine Beziehungsgestaltung. Deutlich wird dies etwa an der Thematik „Gewalt in Teenagerbeziehungen“, die aktuell stärker in das Blickfeld rückt.
- Für manche jungen Frauen und Männer geht es auch schon während der *Übergänge in den Beruf um den Übergang in die Elternschaft*, auch dies ein Thema, das diskursiv überlagert wird – im einen Fall durch die mediale Dramatisierung von Teenagerschwangerschaften (vgl. kritisch hierzu Spies 2008 und 2010), im anderen Fall durch die nicht minder starke mediale Dramatisierung einer aufgeschobenen (und vielleicht nie mehr stattfindenden) Familiengründung (Villa und Thiessen 2009). Dass und wie hiermit jeweils Vereinbarkeitsproblematiken verbunden sind oder vorweggenommene Vereinbarkeitsproblematiken einer verantwortlichen Familiengründung im Wege stehen, wird noch viel zu wenig beleuchtet (vgl. du Bois-Reymond et al. 2008; Stauber 2010).
- Und schließlich sind die Akteurinnen und Akteure dieser ganzen *Übergänge* zeitgleich junge Frauen und Männer, die ihre eigenen jugendkulturellen Stile entwickeln wollen und insofern immer auch mit *Lebensstil-Übergängen*

beschäftigt sind (Stauber 2004). (Jugendkulturelle) Lebensstile sind Symbollieferanten für die Übergänge hin zur Entwicklung eines Lebensentwurfs als junge Frau, als junger Mann, was gleichzeitig bedeutet, dass Entscheidungen in anderen Lebensbereichen zu diesen Lebensstilen kompatibel bleiben müssen bzw. dieses Verhältnis flexibel bleiben muss. Für die jungen Aktivist_innen in diesen Szenen stellen sich darüber hinaus noch ganz konkrete, z. B. zeitliche, Vereinbarkeitsanforderungen.

Zur Charakteristik biographischer Übergänge

Diese biographischen Übergänge – und das ist ihr *erstes* Hauptcharakteristikum – finden gleichzeitig statt, auch wenn aus der Subjektperspektive einmal die einen, einmal die anderen Übergangsthemen in den Vordergrund treten. Sie haben alle ihre eigene Logik und ihre eigene Dynamik, sie können widersprüchliche Anforderungen generieren und stellen junge Frauen und Männer in dieser Gleichzeitigkeit und Binnen-Widersprüchlichkeit immer wieder vor enorme Herausforderungen. Dies spitzt sich durch die aktuelle Beschleunigung der Übergänge im Bildungssystem zu, vor allem aufgrund der hierdurch entstehenden Zeitnot, durch die phasenweise andere Teilbereiche in den Hintergrund treten müssen oder genauer: müssten. Denn dies zu bewerkstelligen ist nicht immer einfach, zumal viele dieser Teilbereiche nicht immer der subjektiven Steuerbarkeit unterliegen. Erkrankt zum Beispiel ein Elternteil, drängen sich also Themen aus dem Bereich familiärer Sorge in den Vordergrund, dann müssen Tochter oder Sohn individuell den Spagat meistern zwischen den steigenden familiären Anforderungen und einem gnadenlosen Tempo in der Schule, das hierauf keine Rücksicht nimmt. Dies sieht im Übrigen auch kaum mehr zeitlichen Spielraum vor, wenn sich schönere Ereignisse in den Vordergrund schieben – sich zu verlieben kann z. B. angesichts des Zeitdrucks in den neuen Studiengängen zu einem echten Vereinbarkeitsproblem werden.

Diese Übergänge – und das ist ihr *zweites* Hauptcharakteristikum – sind *nicht* als lineare Bewegungen zu denken. Vielmehr folgen sie einer Struktur, die wir in unterschiedlichen Forschungszusammenhängen mit einem Yoyo verglichen haben (EGRIS 2001; Stauber und Walther 2002; Stauber et al. 2007; Walther 2008): Sie sind Hin- und Herbewegungen zwischen Jugend und Erwachsensein und mithin ein direkter Ausdruck des widersprüchlichen Zusammenspiels von Entstandardisierung und Re-Standardisierung. Yoyo-Übergänge lassen sich allgemein charakterisieren durch:

- *Reversibilität*: So können auf Schritte der Verselbständigung (wie z. B. dem Auszug aus dem Elternhaus) jederzeit wieder Gegenbewegungen folgen, wenn z. B. Teilübergänge in den Beruf oder in eine Partnerbeziehung nicht gelingen oder aber wenn – aus welchen Gründen auch immer – eine Ausbildung abgebrochen und ein einmal eingeschlagener Weg revidiert wird.
- *Fragmentierung*: Die Teilübergänge entkoppeln sich aufgrund der Verlängerung des Übergangs in die Arbeit voneinander und folgen dabei den je eigenen Logiken der jeweiligen Übergangsbereiche, bleiben aber biographisch aufeinander verwiesen.
- *Diversifizierung*: Die Teilübergänge verlaufen dabei immer weniger nach standardisierten Mustern, sondern bilden – im Zusammenspiel von Übergangsstrukturen und Übergangshandeln – vielfältige (biographische) Konstellationen aus, in denen sich soziale Ungleichheit teilweise nur noch indirekt abbildet.

Das Konzept der Yoyo-Übergänge hat dabei in erster Linie heuristische Funktion: Es geht um die Sensibilisierung für die Tatsache, dass die Übergänge von der Jugend ins Erwachsensein immer weniger mit Normalitätsannahmen übereinstimmen (Walther 2008: 16) – entgegen der institutionellen Normalisierung, die derzeit im Kontext einer Re-Standardisierung von schulischen Übergängen wieder erstarkt (vgl. Lüders 2007). Ebenso geht es um die Sensibilisierung für die paradoxe Gleichzeitigkeit bzw. Gegenläufigkeit von Verlängerung und Beschleunigung von Übergängen – eine Paradoxie, die sich darin ausdrückt, dass Beschleunigung nicht das Problem löst, nach dem (schnelleren) Durchlauf durch das schulische System ein Ankommen in Ausbildung und Beruf zu gewährleisten.

Beide Aspekte – der der simultan stattfindenden Teilübergänge und der der Yoyo-Bewegungen – sind in einer biographischen Perspektive auf Übergänge zusammenzudenken, denn in der genaueren Betrachtung der Teilübergänge und ihrer Binnendynamik wie auch ihres (zum Teil reibungsvollen) Zusammenspiels wird besagte Yoyo-Struktur erst deutlich: In manchen dieser Teilübergänge sind junge Erwachsene bereits Erwachsene (oder müssen es sein), in anderen sind sie noch Jugendliche oder werden es aufgrund erneuter (sozioökonomischer) Angelegenheiten gerade wieder. Diese Konstellationen können sich ständig ändern, oft bei fortgesetzter ökonomischer Abhängigkeit, aber mit zunehmend „erwachsenen“ Bedürfnissen nach Artikulation, Konsum, Beteiligung.

Auch in *entwicklungspsychologischer Perspektive* wird inzwischen davon ausgegangen, dass die Entwicklungsaufgaben eben nicht Schritt für Schritt zu bewältigen sind, wie es manche (mittlerweile allerdings überholte) Modellvorstellung (z. B. bei Havighurst) vorgesehen hatte, sondern in den skizzierten biographischen Übergängen oft auf einmal, in häufig widersprüchlichen Gleichzeitigkeiten, bewältigt

werden müssen (Franzkowiak 1996). So hat Cornelia Helfferich (1994) in ihrer Kritik am Modell der Entwicklungsaufgaben betont, dass sich genderbezogene Themen nicht auf eine Entwicklungsaufgabe reduzieren lassen, sondern durchgängig zu bearbeiten sind – eine Einsicht, die sich durchaus auf andere Entwicklungsthemen erweitern lässt. Auch diese Befunde sind als theoretische Pendants und Ergänzungen zu einer biographischen Übergangsforschung zu lesen.

Diese Übergänge sind – *drittens* – aus der Perspektive der Subjekte noch komplexer, insofern sie sowohl in diachroner Perspektive – von einer Lebensphase zur anderen – als auch in synchroner Perspektive – also zwischen verschiedenen Übergangssituationen und damit verbundenen Rollen – zu bewältigen sind: Junge Frauen und Männer sind gleichzeitig bzw. in rascher situativer Abfolge Familienmitglieder, Peers, Geliebte und aktives Mitglied in einem Verein, einer jugendkulturellen Szene oder sonst einer informellen Gruppe (und/oder vieles andere mehr), und mit jedem situativen Wechsel ist auch ein Wechsel der Rolle und der mit dieser Rolle verbundenen Anforderungen, Zumutungen, Hindernisse und Privilegien verknüpft. Gleichzeitig kann sich in synchroner Perspektive durch den in verschiedenen Übergangsthemen unterschiedlich erfahrenen Entwicklungsprozess diese Rolle verändern. Die Passungen immer wieder aktiv herzustellen, immer wieder neu zu justieren und mit eigenen Ansprüchen zu vereinbaren, ist zumeist ein hochindividualisiertes Projekt, dessen Leistung erst dann sichtbar wird, wenn ein Beratungs- und Unterstützungsbedarf offenkundig wird (vgl. Walther und Weinhardt 2013).

Viertens sind diese Übergänge im Hinblick auf soziale Struktur- und Diskursumgebungen als kontextualisiert und mehrfach sozial situiert zu fassen. In den Teilübergängen werden an junge Frauen und Männer unterschiedlich formulierte Anforderungen gestellt, wodurch sich Geschlecht und andere Differenzkategorien interaktiv herstellen (West und Zimmerman 1987; Fenstermaker und West 1995). Diese Differenzierungen sind einerseits nie ohne Hierarchisierungen und Diskriminierungen zu denken (Mecheril und Plößer 2011), andererseits addieren sie sich nicht einfach auf, sondern verschränken sich situativ höchst unterschiedlich. Hier ist eine intersektionelle Perspektive die einzig angemessene, weil sie nicht nur Prozesse eines *doing gender*, sondern generell Prozesse von *doing difference* als einem Zusammenspiel von je nach Kontext unterschiedlich wirksamen sozialen Differenzierungslinien berücksichtigt (Riegel 2013). Sie ist auch deshalb wichtig, weil sie Handlungsspielräume und damit eine transformative Perspektive systematisch im Blick behält. So wird das intersektionelle Zusammenwirken von verschiedenen sozialen Differenzierungslinien nicht nur auf der strukturellen Ebene gesehen, sondern auch auf der Ebene der Diskursumgebungen und Repräsentationen sowie auf der der Praktiken und der subjektiven Positionierungen. Dabei dominieren

die beiden erstgenannten keineswegs die letztgenannte, vielmehr wird davon ausgegangen, dass Ungleichheitsstrukturen wie auch diskriminierende Diskurse in alltäglichen Praktiken wie auch in subjektiven Positionierungen immer wieder aktualisiert werden (müssen) bzw. sich ihnen potenziell auch widersetzt werden kann (vgl. Riegel 2012; Degele und Winker 2007).

Damit ist ein *fünfter* wichtiger Aspekt von Übergängen benannt: Junge Erwachsene werden hier nicht als Opfer, sondern als Akteur_innen sozialen Wandels begriffen (vgl. Pohl et al. 2011). Exemplarisch kann dies an der Frage eines „doing gender differently“ diskutiert werden: Junge Frauen und Männer haben zwar ein Alltagswissen über die Normalität dieser Anforderungen und wie ihnen entsprochen oder widersprochen werden kann. Sie verfügen über genderbezogene Alltagstheorien in Entsprechung zu einer heteronormativen Matrix (Butler 1990) und finden unterschiedliche Identifizierungspraktiken, mit denen sie sich in diese Matrix einfügen oder sich kritisch an ihr abarbeiten bzw. Spielräume für unterschiedliche Geschlechterpraktiken ausloten. Doch *wie* sich jeweils ihre geschlechterbezogenen Identifizierungspraktiken hierauf beziehen, ist immer erst empirisch herauszuarbeiten (vgl. hierzu im Hinblick auf jugendkulturelle Variationsräume für die Herstellung von Geschlecht Stauber 2011). Butlers These dieser Matrix stellt hierzu lediglich fest, dass wir alle als Mitglieder eines bestimmten Gesellschaftssystems wissen, was diese Matrix normativ beinhaltet, dass wir wissen, was die dominanten *gender status beliefs* (Ridgeway und Correl 2004) sind und dass wir jederzeit darauf zurückgreifen können bzw. dies häufig einfach tun – vor allem in verunsichernden Situationen, in denen der Rückgriff auf vermeintlich Selbstverständliches eine Lösung darstellt. Dies festzustellen, präjudiziert jedoch nicht das individuelle Handeln. Ich teile hier also die Kritik an Kategorien, wie sie auch vielfach in der Literatur zu Diversity und Intersektionalität vorgebracht wurde (siehe die Differenzierungen von anti-, intra- und interkategorialer Kritik [McCall 2005] und die Diskussion unter anderem bei Riegel 2012 und Walgenbach 2007 zu Geschlecht als interdependenter Kategorie), um einerseits Essentialisierungen zu vermeiden und um andererseits Raum zu schaffen für eine konsequente Subjektorientierung: So ist LadyX keine ‚Repräsentantin‘ von Gruppe XY (z. B. von Frauen im Hip-Hop). Sie hat für sich ihren Weg gefunden, und es wäre nachgerade fahrlässig, hieraus gruppenbezogene Aussagen abzuleiten. Frauen im Hip-Hop sind so unterschiedlich wie alle anderen Frauen auch, selbst wenn sie – im Zusammenspiel mit den Medien – ein paar ikonisierte Figuren geschaffen haben (die Bitch, die Mamma etc., vgl. hierzu Schischmanjan und Wünsch 2007).

Doch auch wenn jeder Subsumptionslogik widerstanden werden muss, auch wenn der subjektive Sinn so stark wie möglich gemacht werden muss, sind Forschungssubjekte wie in dieser Untersuchung LadyX immer Teil einer bestimmten

Generation mit bestimmten Themen und Fragestellungen. Es ist damit nicht als zufällig, sondern im sozialen und zeitgeschichtlichen Kontext zu sehen, *dass* sie sich mit Fragen gesellschaftlicher Unsicherheit auseinanderzusetzen hat. *Wie* sie das tut, ist dann genau zu untersuchen.

2.2 Zur Zeitdiagnose der (zunehmenden) Unsicherheit

Biographische Übergänge sind eine notorisch unsichere Angelegenheit, und unter den vielen lebensalterbezogenen Übergangssituationen sind sicherlich die Übergänge ins Erwachsensein besonders stark von Verunsicherungen geprägt:

Die beschriebenen Yoyo-Dynamiken legen die Vermutung nahe, dass sich diese Situation zugespitzt habe – und dass das Wissen um die prinzipielle Reversibilität von Übergängen hier für wenig Entspannung Sorge. Weitere Entsprechungen lassen sich zur Zeitdiagnose einer Beschleunigung (Rosa 2005 und 2009) konstruieren, welche vor der Yoyoisierung der Übergänge nicht haltmacht, sowie zur Diagnose der Entfremdung (Jaeggi 2009), die mit der Rastlosigkeit und Beschleunigung eng verbunden zu sein scheint.

Verschiedenste Diskursverschiebungen gehen damit einher – manche davon haben u. U. entlastende Funktion (wie etwa der Diskurs der Krise, weil er ent-individualisiert, oder der Diskurs des Burnout, weil sich mit ihm markieren lässt: Ich habe wirklich alles gegeben), andere kommen als optimistische Neuaufgabe des Individualisierungsdiskurses daher und betonen vor allem die Ermöglichkeiten in der heutigen Zeit: Yes, you can! Alles ist möglich! Es gibt prinzipiell keine Hürde, die Du nicht nehmen kannst! (vgl. exemplarisch für die Beiträge zu dieser optimistischen Variante der Ermöglichung Vasek 2011).

All diese Entwicklungen und die entsprechenden Diskursumgebungen, die sich zum Teil direkt in Ausbildungs- und Arbeitsverläufen niederschlagen (bzw. in ihnen sichtbar werden), bilden den konjunktiven Erfahrungsraum für heutige Generationen junger Erwachsener (vgl. Stauber und Walther 2013). An ihren Handlungsstrategien und Deutungsmustern muss sich letztlich empirisch zeigen lassen, ob und wie sich aus der *Binnenperspektive* der Subjekte eine Lebenslage – im Sinne einer Bewältigungssituation – verändert hat.

Aus der *Außenperspektive* zeitdiagnostischer Beobachtung kann davon ausgegangen werden, dass – im Vergleich zu vor 15 Jahren – viele Aspekte der Lebenslage „Junge Erwachsene“ auf der Ebene der strukturellen Rahmenbedingungen genauso wie auf der Ebene der fachlichen und gesellschaftlichen Diskurse (vgl. Walther 2008) immer noch Gültigkeit haben, manches davon sich zugespitzt hat

und es gleichzeitig inzwischen auch gegenläufige Tendenzen gibt. Auch solche widersprüchlichen Gleichzeitigkeiten müssten sich in den Themen, mit denen sich junge Erwachsene auseinandersetzen, vor allem aber in der Art und Weise, *wie* sie sich mit ihnen auseinandersetzen, spiegeln oder zeigen.

Strukturell gleich geblieben ist die Verlängerung von Übergängen, die sich in hinausgezögerten Bildungs- und Berufseinmündungszeiten (BMBF 2011; DGB 2010) sowie im verlängerten zuhause Wohnen junger Erwachsener dokumentiert (DeStatis 2009). Unverändert ist auch die institutionelle Fragmentierung von Übergängen, ihre Zersplitterung in Teilübergänge, deren Vereinbarkeit den Individuen überlassen bleibt.

Womöglich *zugespitzt* haben sich dadurch die Verkomplizierung von Übergängen, das Planungsparadox, die Friktionen zwischen Biographie und Lebenslauf als Diskrepanz zwischen dem eigenen Leben und einer immer noch institutionell verankerten „Normalvorstellung“ von Übergang sowie die individualisierte Anforderung, diese Diskrepanz zu bewältigen. Das heißt: Die Einzelnen sind vermutlich stärker als je zuvor darauf verwiesen, strukturell riskante Übergänge individuell zu bewältigen, und immer weniger wird dabei sichergestellt, dass sie über die dazu nötigen Ressourcen verfügen oder sich auf stabile Kontexte verlassen können.

Noch einmal herausheben möchte ich hierbei die Diagnose der zunehmenden Beschleunigung, und, was nur ein anderes Wort hierfür ist, die einer Verdichtung von Anforderungen. Mit letzterer wird vor allem die Anforderung angesprochen, verschiedene Teilübergänge synchron zu bewältigen. Beschleunigung und Verdichtung haben, wie Hartmut Rosa herausgearbeitet hat, zur Konsequenz, dass das Subjekt sich entweder permanent schuldig fühlt, weil es schlechterdings unmöglich wird, mit diesem Tempo mitzuhalten, oder aber sich als bereits abgehängt definiert (Rosa 2009: 42f.). Dies jedoch kommt geradezu einer Kapitulation gleich, denn:

Damit einhergehend – und auch dies wiederum in widersprüchlicher Gleichzeitigkeit – hat der Inszenierungsdruck im Sinne einer kompetenten Darstellung von Machbarkeit und von Erfolg zugenommen, worauf die Arbeiten der Historischen Anthropologie (etwa von Dietmar Kamper; Bernhard Rathmayr; Christoph Wulf) verweisen. Eine Zuflucht scheint im Moment die omnipräsente Diagnose des Burnout darzustellen: Damit bekommt das Kind einen Namen, der zudem gesellschaftlich salonfähig ist, weil er sich genau an den Leistungsvorgaben orientiert – denn ausbrennen kann nur, wer vorher auch gebrannt hat.

Sozialstrukturell zugespitzt hat sich gesellschaftliche Ungleichheit, die seit den PISA-Studien nachgewiesenermaßen als zentrale Stellgröße für Bildungserfolg gelten kann. Zu wenig wird hierbei allerdings die überproportionale Betroffenheit gerade der jüngeren Bevölkerungsgruppen durch Armut bzw. das Risiko der Verarmung (BMAS 2009) in den Blick genommen, was doch als direkte Folge eines

Backspin, Freeze und Powermoves
Zur Gestaltung biografischer Übergänge im
jugendkulturellen Bereich

Stauber, B.

2014, VI, 185 S. 1 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-05413-7